

Joachim Kahl

Über den Anteil des Amselgesangs bei der Überwindung menschlicher Todesfurcht. Überlegungen zu einem Gedicht Bertolt Brechts

Als ich in weißem Krankenzimmer der Charité

Als ich in weißem Krankenzimmer der Charité

Aufwachte gegen Morgen zu

Und die Amsel hörte, wusste ich

Es besser. Schon seit geraumer Zeit

Hatte ich keine Todesfurcht mehr. Da ja nichts

Mir je fehlen kann, vorausgesetzt

Ich selber fehle. Jetzt

Gelang es mir, mich zu freuen

Alles Amselgesanges nach mir auch.

Nur wenige Wochen vor Bertolt Brechts Tode im August 1956 entstand dieses Gedicht als sein letztes oder vorletztes. Es nimmt Bezug auf seinen Aufenthalt in der berühmten Berliner Klinik Charité, die er wegen einer Virusgrippe aufgesucht hatte. Im sachlichen, unpathetischen Brecht-Ton thematisiert es einen Gegenstand, den der Dichter seit seinen literarischen Anfängen immer wieder bedacht und bearbeitet hat: die menschliche Sterblichkeit und die sie oft begleitende Furcht vor dem Tode. Das lyrische und das autobiographische Subjekt sind dabei nicht mehr zu unterscheiden. Die Gattungen der Erlebnislyrik und die des Lehrgedichts gehen unmittelbar in einander über.

Die selbstbewusste Kernaussage, dass er „*keine Todesfurcht mehr*“ hatte, platziert Brecht exakt in die Mitte der neun reimlosen Zeilen. Diese schon länger in ihm ruhende Selbstgewissheit empfängt den entscheidenden Akzent freilich erst von der Amsel. Ihr Gesang löst bei dem naturempfindsamen Autor einen vertieften Erkenntnisprozess aus, ja, befördert seine spirituelle Reifung. Fortan weiß er „*es besser*“. Was weiß er fortan besser?

Ein harmloser, ein alltäglicher Naturvorgang, der Gesang eines Amselmännchens, das sein Revier abgrenzt und ein Weibchen anlocken will, verdeutlicht dem Dichter, dass es und wie es nach seinem bevorstehenden Tode in einem tröstlichen diesseitigen Sinne weitergeht. Nicht die „Errungenschaften des Sozialismus“, nicht die Weltfriedensbewegung unter Anführung der Sowjetunion, nicht die historisch-politische Erwartung einer klassenlosen Gesellschaft sind es, die dem Autor eine erfreuliche Perspektive über den Tod hinaus eröffnen, von religiösen Perspektiven ganz zu schweigen. In dieser Hinsicht unterscheidet sich Brechts Skepsis vorteilhaft auch von den Verheißungen in Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“. Keine sozialistischen Luftschlösser, sondern der Gesang eines kleinen

schwarzgefiederten Vogels mit gelbem Schnabel hat es dem Dichter angetan und sein Ohr erfreut. Eine Amsel hat ihn unwillentlich und unwissentlich auf eine neue Spur geführt.

Das Gedicht entkräftet das verbreitete Vorurteil, ein materialistisches Verständnis des Todes, das mit dessen Endgültigkeit Ernst macht, müsse notwendig in ein zynisches „Nach uns die Sintflut“ münden. Wer zu Lebzeiten gelernt hat, mit seiner Mitwelt freundlich umzugehen, kann auch die Größe entwickeln, sich am Wohlergehen seiner Nachwelt zu erfreuen. Dies geschieht keineswegs selbstlos – das sei ausdrücklich festgestellt, um ein idealistisches Missverständnis abzuwehren. Erleichtert es doch emotional den versöhnten Abschied von der Welt. Die Amsel hat mir gesungen. Dank dafür. Möge sie fernerhin auch anderen singen! Leben und leben lassen. Ohne ein waches Gespür für die Gratisgaben der Natur, die ohne Ansehen der Person verteilt werden, ist menschliches Glück nicht zu haben.

Brechts Position lebt von philosophischen Einsichten des antiken Materialismus, namentlich desjenigen Epikurs. Seit Jugendtagen waren sie ihm durch die poetische Vermittlung seines römischen Schülers Lukrez in dessen Lehrgedicht „Über die Natur der Dinge“ vertraut. Danach ist der Tod die unspektakuläre Auflösung einer Atomverbindung, bei der die feinstofflichen Seelenatome und die grobstofflichen Körperatome sich wieder trennen und in den ewigen Naturkreislauf zurückkehren. Insofern erledigt sich jegliche Furcht vor dem Tode (gedanklich) von selbst durch die Einsicht, dass ja gar kein Subjekt mehr da ist, das sich vor irgendetwas ängstigen könnte oder müsste. Wie die Ereignisse des Weltenlaufes vor unserer Geburt uns nicht wirklich tangieren, so auch die Dinge nach unserem Verlöschen. Denn beide Male sind wir nicht dabei. Milliarden Jahre hat die Erde die Sonne umkreist ohne uns. Milliarden Jahre wird sie die Sonne umkreisen ohne uns.

Nur für ethisch und emotional stumpfe Menschen folgt daraus Gleichgültigkeit gegenüber Vergangenheit und Zukunft, in deren großem Zusammenhang wir unauflöslich stehen. Brecht erweiterte seinen subjektiven Horizont der virtuellen Teilhabe beträchtlich, indem es ihm „*gelang*“, sich auch „*alles Amselgesanges*“ nach ihm zu freuen. Lassen wir uns von seinem Gedicht inspirieren, vertieft über die schwere, aber erlernbare Kunst des Lebens und des Sterbens nachzusinnen. Es wird sich herausstellen, dass auch Melancholie und Mitleid dazugehören. Denn einmal werden auch die Amseln verstummen.

Literaturanmerkung

Dem Aufsatz von Gerlinde Wellmann-Bretzigheimer, „Brechts Gedicht Als ich in weißem Krankenzimmer der Charité. Die Hilfe des Sozialismus zur Überwindung der Todesfurcht“, Brecht Jahrbuch, Frankfurt/M, 1977, Seiten 30-51, verdanke ich einige Anregungen. Insgesamt neigt die Autorin zu Übertreibungen und Überinterpretationen, wie bereits der Titel ihrer Arbeit erkennen lässt.